Ein Weg zur Heimatkunde

Autor(en): **Bächinger, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **37 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-526079

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

nen des hl. Johannes von la Salle angenommen. Diese von Papst Leo XIII. 1898 approbierte Kongregation zählt 150 Häuser mit mehr als 1200 Ordensschwestern. Wenn wir der Kongregation der Schulbrüder die erwähnten Institute zuzählen, gelangen wir zu der hohen Zahl von 35 000 Ordenslehrern und -lehrerinnen, die in der Welt mehr als 500 000 Schüler und Schülerinnen nach den Methoden des hl. Stifters Johannes von la Salle unterrichten und erziehen. Das Institut trägt also wirklich übernationalen Charakter.

*

Statistisches.

Nach der amtlichen Statistik dieser größten Laienkongregation der Kirche zählte diese am 31. Dezember 1949 in allen fünf Erdteilen 57 Provinzen, die sich auf 64 Länder verteilen. In 1363 Niederlassungen unterrichten die Schulbrüder 413 768 Schüler, von denen 166 379 unentgeltlichen Unterricht erhalten. Im Dienste der Jugend arbeiten 14 522 Brüder, zu denen auch noch 1436 Scholastiker und 920 Novizen zu rechnen sind, so daß ihre Gesamtzahl 16 878 beträgt. In den Juvenaten bereiten sich weitere 4063 Jünglinge auf ihre Aufnahme in die Kongregation vor. — Das für die deutschsprechende Schweiz, sowie Deutschland zuständige Noviziat befindet sich im Kloster »Maria Tann« bei Villingen, Schwarzwald. Dort erhalten geeignete Kandidaten ihre ordensgemäße aszetisch-religiöse Ausbildung und werden dann später weiter auf ihren Lehrer- und Erzieherberuf vorbereitet.

*

Die Schulbrüder haben vor 270 Jahren ihre segensreiche Tätigkeit begonnen und wirken heute erfolgreich in aller Welt, von ihren Schülern, deren Eltern und den Behörden hochgeschätzt. Oft verfolgt, aus ihrer Heimat vertrieben, finden sie immer wieder neue Gebiete, um ihr Erziehungswerk fortzusetzen. Deshalb blicken sie dankbar zu ihrem großen Stifter empor, von dem das Werk gegründet wurde. Obwohl mit Erdengütern reich gesegnet, gab der hl. Johannes von la Salle alles hin, lebte demütig, zurückgezogen, aber seeleneifrig und unermüdlich am Wohle der Jugend wirkend, oft abgelehnt und von seinen Zeitgenossen verfolgt. Vor 50 Jahren wurden ihm nun die höchsten Ehren der Altäre zuteil. Unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung, der Geistlichkeit und der amtlichen Teilnahme der vatikanischen und italienischen Behörden hielten seine sterblichen Überreste am 26. Januar 1937 ihren Einzug in Rom, wo sie öffentlich verehrt wurden. Das war die feierliche äußere Anerkennung der Verdienste des heiligen Pädagogen.

»Die da viele zur Gerechtigkeit erziehen, werden wie die Sterne glänzen in Ewigkeit.« (Offizium des Heiligen.)

VOLKSSCHULE

EIN WEG ZUR HEIMATKUNDE *

Von Konrad Bächinger

Ein paar Blätter aus einer Heimatkunde für die Hand des Schülers

(Die Beispiele stammen aus der Uznacher- und der Rapperswiler Heimatkunde)

Die Schandtat Bruns (1350)

Es ist dunkle Nacht. Aus den Gassen der Stadt dringt verwirrter Lärm. Was ist los?

Vor den Toren liegen die Zürcher unter ihrem grimmigen Heerführer Brun. Er hat

* Siehe »Schweizer Schule« Nr. 1 vom 1. Mai 1950.

mit den Österreichern Streit und will darum Rapperswil ganz für sich haben. Die Rapperswiler haben den festen Willen, die Stadt

nicht herzugeben, und ihr guter Vogt Otto von Rambach führt sie an, denn es wird zu einem Kampfe kommen.

Da stürmen die wilden Horden der Zürcher schon durch die Tore herein. Einige Rapperswiler setzen sich zur Wehr, werden aber kurzerhand erschlagen. Ein Zürcher steigt auf den Turm und spießt den Turmwächter nieder. Greller Lärm kommt aus den Gassen, denn die eingedrungenen Feinde ziehen plündernd durch die Häuserreihen. Da stürzt eine Mutter mit ihrem Kindlein auf dem Arm aus der Haustüre und flieht vor den ruchlosen Kriegsgesellen. Dort schleppt sich ein Großvater durch die Gasse und brummt: »Diese verfluchten Räuber! Das ist mir eine schöne Weihnacht!« Ein Zürcher hört diese Worte und versetzt ihm einen kräftigen Hieb. Ein dürftig gekleidetes Büblein trippelt frierend vor Kälte daher und ruft beständig: »Mutterli! Mutterli! ...« Fast wäre es von einer Geldkiste getroffen worden. Zürcher haben sie aus einem Fenster geworfen.

Aus allen Häusern haben sie nun die armen Rapperswiler auf einem Platze zusammengetrieben. Auf einem Pferde reitet Brun und sieht dem verruchten Treiben mit zufriedener Miene zu. Er meint höhnisch: »Sucht noch sechzig Männer als Geiseln aus und führt sie nach Zürich. Die andern treibt ihr aus der Stadt, damit wir die Mauern brechen können. Dann setzen wir hier einen Denkstein mit der Inschrift: »Hier stand einmal Neu-Rapperswil.«

Nun stoßen die rohen Zürcher die nur mit dem Nötigsten gekleideten Kinder, Frauen, Männer, Greise und Kranke durch das kleine Rietgaßtor in die kalte Wintersnacht hinaus. Einer Mutter, die ihr Kleines auf den Armen trägt, reißt man das Kindlein weg und wirft es in Nesseln und Dornen.

Jetzt kann die Stadt dem Erdboden eben gemacht werden. Die Burg wird untergraben, damit sie gegen den See hin in Trümmer fallen kann. Die Ringmauer wird geschleift. Die Häuser läßt man in Schutt und Asche fallen.

Wie die sechzig gefangenen Rapperswiler in Zürich von der Not ihrer Frauen und Kinder hören, brechen viele unter Lebensgefahr aus und laufen heim. Hier finden sie die fast erstarrten Armen unter freiem Himmel oder in Viehställen. In dieser elenden Not wird es Weihnachten.

*

Dies war eine Tat des Meineids und der Grausamkeit, die solange ein Schandfleck im Leben Bruns sein wird, als es eine Geschichte gibt. Die Rapperswiler bauten nachher die Stadt wieder auf und vergaßen nicht, an allen Toren in Stein gehauene Fratzen anzubringen, damit die Bürger beständig an die Zürcher erinnert würden.

Zum Andenken an den Tag der Zerstörung Rapperswils werden die Kinder am

Fastnachtsdienstag, am Eis-zwei-geißebei ..., vom Rathaus aus mit guten und saftigen Gaben beschenkt.

»Von Haß und Mord, von Brand und Rauch
bleibt später nur – ein Fastnachtsbrauch.

An Brun und seinen tollen Haß
Erinnert einst – ein Kinderspaß.«
(aus dem Festspiel)

Verkehrsgeschichte

»*Ich bitte um den Brückenzoll!*«

Es ist morgens 4 Uhr. Hinter der Säntiskette hat der Himmel eine goldgelbe Farbe erhalten und kündet einen prächtigen Sommertag an. Der Zöllner, der seine Wohnung im Zollhaus neben der Brücke hat, öffnet

das Brückentor, damit die vielen Pilger, welche letzte Nacht im Städtchen übernachtet haben, sich auf den Weg nach dem Finstern Wald machen können.

Eben schreitet eine Pilgergruppe aus der Gasse durch das Tor. »Guten Morgen, ihr frommen Leute!« begrüßt sie der Zöllner, der in seinem rotweißen Mantel seines Amtes waltet, »ich bitte euch um den Brückenzoll!« Das Zollgeld kommt in den Zollstock und wird dazu gebraucht, verschiedene Läden und Balken zu ersetzen, die der letzte Sturm beschädigt hat. Der Brückenzöllner führt auch einen kleinen Laden und preist den Vorübergehenden Tabak, Tabakpfeifen, Feuersteine, Zundel, Schwefelhölzchen, Branntwein, Kriesiwasser und Lebkuchen an. Der eine oder andere nimmt etwas mit auf den Weg, und nun schreitet die Gruppe weiter zum Kapellchen, das der Hl. Dreifaltigkeit geweiht ist. Die Pilger knien vor das Altärchen, welches durch ein Gitter sichtbar ist und beten, der Herrgott möge sie ohne Not und Gefahr über die Brücke ziehen lassen. Nach kurzer, aber inniger Andacht ziehen sie weiter und blicken mit Sehnsucht nach dem Etzel, hinter dessen Waldrücken Einsiedeln, das Ziel ihrer langen Wanderung, liegt.

Der Brückenzöllner versieht seinen Dienst bis abends 10 Uhr. Alle Fremden müssen Zoll bezahlen, nur die Rapperswiler Bürger, die Geistlichen, Lehrer und Kapuziner sind davon verschont. Den in Rapperswil Niedergelassenen ist das Spazieren bis zum Kapellchen erlaubt, ohne daß sie ihren Geldsack öffnen müßen. Der Tag hat den Zöllner müde gemacht. Recht gern schließt er das schwere Tor und legt sich zur verdienten Ruhe.

s'heilig Hüsli

Im Obersee do stoht es Hus,
Da äuglet e Madonna drus.
Und d'Wälle spilled um de Stei,
Sie thront im Hüsli ganz ellei.

Und luegt uf alti Zite zrugg,
Wo über ihri feschti Brugg
Vo Rapperswil is Schwizerland,
Vil Volk wallfahrt im Pilgergwand.

Det vor em Hüsli haltet's a
Und blibet still i Demuet stah
Und gwüß e keine gaht verbi,
Er luegt nüd fromm zum Gitter i.

Hüt brust ellei im Schilf de Wind.
E Möve flügt ums Hüsli gschwind,
Es Chlosterglöggli singt derzue
Und d'Muetter Gottes schlaft i Rueh.

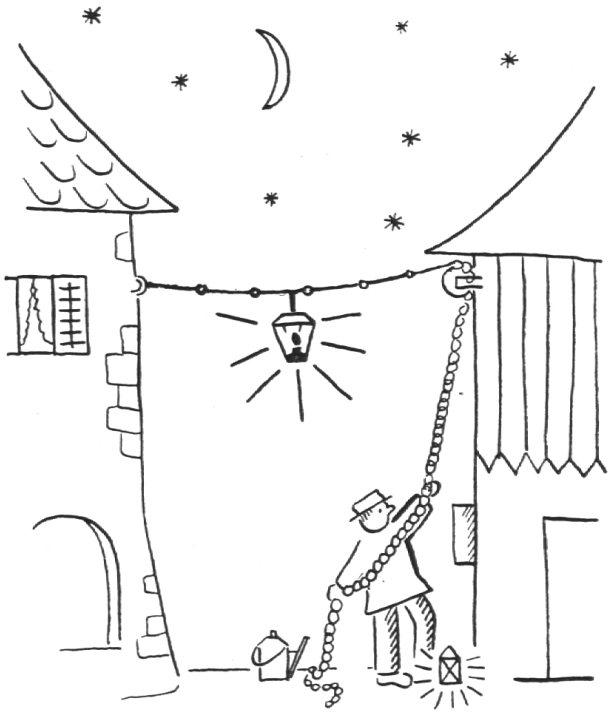
Isch's nöd, als wär en alti Wält,
Det z'mitzt im See uf d'Site gstellt?
(Hans Gwalter)

Kulturgeschichte

Gute Nacht...

Die Sonne ist als glutrote Scheibe hinter der Albiskette untergetaucht. Sanft legt sich die Dämmerung auf Rapperswil.

Im Hungerhause rüstet sich Spengler Johann Breny, um Licht in die dunkelnden Gassen zu bringen. Er nimmt Petrolkanne und Lampe und schreitet zu einem Blechkästchen, das an der Hauswand festgemacht ist. Mit seinem Schlüssel öffnet er es, zieht die Kette heraus und läßt sie in die Höhe rasseln. Die viereckige Lampe, welche an



Kettenstangen befestigt ist, senkt sich. Herr Breny gießt Petrol nach, zündet den Docht an, macht das »Schletztürchen« wieder zu und zieht mit der Kette die Straßenlaterne an Ort und Stelle. Er schließt das Kästchen wieder ab und begibt sich zur nächsten Lampe.

So gab es Licht in den Gassen Rapperswils anno 1870.

Hört ihr Leut...

Das Städtchen Rapperswil hatte früher auch einen Nachtwächter. Mit Spieß und Lampe ausgerüstet schritt er durch die Gassen. Spät am Abend zog er von Wirtschaft zu Wirtschaft, um die späten Gäste zur Heimkehr zu ermahnen und allfällige Bußen einzukassieren. Dann schlenderte er durch die still gewordenen Gassen und rief zu jeder Stunde seinen Nachtwächterspruch:

Hört ihr Leut und laßt euch sagen,
Die Uhr hat eben zwölf geschlagen!

Er mußte nicht die ganze Nacht wachen. Bei der Bäckerei Tanner wartete jeweils eine Ablösung, damit er auch noch ein paar Stunden zur Ruhe kam.

Wenn jemand gestorben war, mußte Nachtwächter Truniger, der letzte in Rapperswil, die »Leiche ansagen«. Im schwarzen Frack zog er von Haus zu Haus und teilte den Leuten mit:

Ihr möchtet so guet si und de Frau
Rickemaa vom Hauptplatz a d'Beerdigung go!

Eine Sage

Die Gründung Rapperswils

Graf Rudolf war mit seiner Gemahlin und viel Gefolge auf der Jagd. Sie verfolgten eine Hindin (Hirschkuh) bis auf den heu-

tigen Lindenhof, der damals fast ganz bewaldet war. Dort oben hatte die gehetzte Hindin in einer Höhle zwei Junge. Die Gräfin hatte Erbarmen und bat ihren Gemahl, die Hirschmutter nicht mehr länger zu jagen. Der Graf willigte ein und ließ die Jagdhunde wegführen. Das edle Paar setzte sich, um auszuruhen. Da schritt die Hindin herzu und legte zum Dank, daß ihr und den Jungen das Leben erhalten blieb, ihren Kopf in den Schoß der Gräfin. Der Graf ließ die beiden jungen Hirschlein aufs Schiff bringen, um sie in seinem Schloßgarten zu bergen. Zufrieden folgte die Hindin.

Am andern Tag schickte der Graf Zimmerleute und Maurer an jenen Ort, der ihm und seiner Gemahlin so gut gefallen hatte, ließ eine Stadt mit einer Burg erbauen und wohnte von nun an dort.

Ein alter Brauch

Der Burgtanz

Die Rapperswiler hatten unter österreichischer Fahne die Schlacht bei Näfels mitgemacht. Das erweckte den Zorn der Eidgenossen, die das Städtchen belagerten. Die Rapperswiler wehrten sich aber tapfer, und

die Eidgenossen mußten wieder abziehen, ohne das Städtchen eingenommen zu haben. Zum Andenken an diesen »Sieg« feierten die Rapperswiler jedes Jahr den Burg- oder Platztanz. Dieser begann am Montag nach Lichtmeß und dauerte bis zum Donnerstag abend.

Wie war dies ein bunter und froher Umzug, der sich vom Platzbrunnen, wo bereits getanzt wurde, gegen den Lindenhof hinauf bewegte. Voraus schritt der maskierte Hofnarr in seinem weißen Gewand. Der in den Stadtfarben angezogene Tambour kübelte mit toller Freude auf seiner großen Trommel. Der Schützenhauptmann trug die Fahne, und vor dem Stubenmeister der Knabenzunft (mit Holzhut und Keule ausgerüstet) schritten zwei Pagen in Rot und Weiß. Nun folgten die Herren und Bürger der Stadt in schwarzem Mantel und dem Degen an der Seite. Auf dem Lindenhof wurde getanzt.

Mit der Zeit ging es an diesem Burgtanz wild zu und her. Die Männer sollen nach viertägigem Festen mit »aufgemalten Schnäuzen und um den Hut geschlungenen Schüblingen« heimgekehrt sein. Kein Wunder, daß dieser Brauch um 1800 herum erlosch.

Dichter beschreiben unsere Heimat

Abend bei Bußkirch

Ein Kirchlein träumt am See
Im Winterabendrot;
Vom Turm das Uhrenblatt
Aus güldnen Ziffern loht.

Und drüber hoch am First
Ein Kreuzlein funkt und sprüht,
Wie hammerweiches Erz,
Das in der Esse glüht.

Ein Fischer schaut die Zeit,
Und rudert still ans Land;
Der Feierabend nimmt
das Netz aus seiner Hand.

An Uhr und Kreuzlein stirbt
Die Glut, und wundersacht
Legt Licht und Mann zur Ruh'
Die gottgesandte Nacht.

Pius Rickenmann

Tiere der Heimat

Die Schwarze Flotte

Kalt ist es geworden. Tagelang hängt der kalte Nebel über der kleinen Stadt. Am Hafen unten ist immer das gleiche winter-

trübe Bild. Auf dem Wasser schwimmen die dunkeln Taucherli in Gruppen daher, um ein paar Brocken, die ihnen von Kindern zugeworfen werden, zu erhaschen. Elisabeth hat einen ganzen Papiersack voll Küchenabfälle mitgenommen und teilt sie den hungrigen Tierchen aus. Sie streiten aber oft um diese Leckerbissen. Und jetzt ist gar eine freche Möve dahergeflattert und hat den Brocken aus dem Schnabel eines Taucherlis herausgefischt. Die Freche, die!

»Komm, wir zählen einmal, wie lange sie tauchen können!« meint Rita. Und die beiden fangen an zu zählen: »Eins, zwei, drei... zehn, elf, zwölf!« Und eben ist das Taucherli wieder auf dem Wasser, so trokken wie vorher. Sie fetten halt ihre Federn ein, damit sie nicht naß werden.

Die Taucherli oder Bläßhühner (wegen ihrer Bläße am Kopf) freuen sich sicher wieder auf den Frühling. Aus den Gruppen lösen sich dann Pärchen, die ihre Verliebtheit offen zur Schau tragen. An einem heimlichen Platz im Schilf baut das Weibchen ein Nest, währenddem das Männchen mit dem Ruf »grör-grör« allfällige Feinde vertreibt. Wenn das Nest aus Halmen, Binsen, Gräsern, Rohrstengeln und dürren Zweiglein geflochten ist, legt das Weibchen 7–10 lehmgelbe Eier, die grau getupft sind, hinein. Abwechslungsweise sitzen Männchen und Weibchen auf die Eier. Nach 20–21 Tagen schlüpfen piepsend die Jungen aus und können bald selber schwimmen. Wenn sie müde sind, dürfen sie sich auf den Rücken der Eltern setzen. Sie lernen das Futter selber suchen; der Vater zeigt ihnen das Tauchen gerne vor. Im Herbst sind die Jungen groß geworden, und in Gruppen verbringt das Taucherlivolk den Winter.

Zum Schluß

Hier ist ein Weg zum Geschichtsverständnis gezeigt, der Weg über die Ortsgeschichte, der Weg über die geschichtliche Heimatkunde in der vierten Klasse. Von der fünften Klasse an wird die Schweizergeschichte primär sein. Von ihr aus werden die Fäden in die Geschichte der eigenen Ortschaft verwoben werden.

Ob dies der richtige Weg ist?

Die Klagen über mangelhaftes Geschichtswissen an den Rekrutenprüfungen haben W. Maurer, den Stellvertreter des Oberexperten, veranlaßt, den Gründen über das Versagen unserer Rekruten nachzuspüren. Ich führe hier gerne an, was er im Bericht über die Pädagogischen Rekrutenprüfungen im Jahre 1948 feststellt, denn damit bestätigt er, daß wir mit dem vorgezeichneten Weg eine gute Route gewählt haben.

»Die Klagen über die dürftigen Kenntnisse in der vaterländischen Geschichte wollten auch im Berichtsjahr nicht verstummen. Gerne unterzog ich mich daher einmal der Aufgabe, diesem Teilgebiet der mündlichen Prüfung meine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im allgemeinen ist ein deutliches Versagen der Prüflinge, die Studenten nicht ausgenommen, festzustellen. Nach meiner Auffassung muß sich der Geschichtsunterricht auf der Volksschulstufe mit Geschichtsbildern begnügen. Eine unbedingt lückenlose Folge der geschichtlichen Ereignisse ist auf dieser Stufe nicht nötig. Die Primarschule ist deshalb aber durchaus nicht auf eine rein gedächtnismäßige Erfassung des Stoffes angewiesen. Durch die Anlehnung an die Heimatkunde, an die Ortsgeschichte mit bekannten Bauten, Namen und Gebräuchen wird der Geschichtsunterricht lebensnahe, rührt an Herz und Gemüt, vermag die Kinder zu erwärmen, regt zum Denken an und erleichtert damit das verstandesmäßige Erfassen alles dessen, was zur eisernen Ration gehört, in die dann später die wichtigsten geschichtlichen Begebenheiten eingeordnet werden können. Das ist nicht mehr totes Wissen, das so leicht dem Versagen anheimfällt. Wenn dann auf der Mittel- und Fortbildungsstufe noch das vorwiegend verstandesmäßige Erarbeiten des geschichtlichen Stoffes dazukommt, dann dürfen wir eher hoffen, daß die jungen Leute wirklich Freude an der Geschichte bekommen.«

All diese Ausführungen mögen nicht so aufgefaßt sein, daß dies die einzig richtige Methode wäre. Es gibt andere Wege, die ebenso gut zum Ziele führen, denn in keinem Schulfach gibt es eine allgemein gültige Methode. Wenn aber der eine oder andere Kollege eine Anregung entnehmen kann, freut es mich. Wenn sogar einer auch ein solches heimatgeschichtliches Lesebüchlein zusammenstellt, wird er damit seinen Schülern mit dem Wissen um die engere Heimat ganz sicher die Liebe zu ihr schenken, und die Kinder werden ihm zeitlebens dafür danken.

Literatur:

Brinkmann A.: Heimatkunde und Erdkunde auf werktätiger Grundlage (1913).

Bühler E.: Begriffe aus der Heimatkunde (2 Bde.).

Dändliker K.: Ortsgeschichte und historische Heimatkunde in Wissenschaft und Schule, ihre Methode und ihre Hilfsmittel (1897).

Dommann H.: Der erste Geschichtsunterricht (1921).

Kläui P.: Ortsgeschichte, eine Einführung (1932).

Linke K.: Der erzählende Geschichtsunterricht (1914).

Spranger E.: Der Bildungswert der Heimatkunde (Handbuch der Heimaterziehung, hrsg. von W. Schönichen, Heft I, 1923).

Walt S.: Heimatkunde von Thal (4 Bde.).

DAS WANDTAFELBILD

Aus der Praxis der Abschluß-Schule Stieger. Unter Mitarbeit der Seminaristen Vetsch und Beglinger.

Aehnlich wie der Handwerker vor den Augen des Kunden eine Skizze entstehen läßt, so entwickelt der Lehrer während der Lektion sein Lernbild an der Wandtafel. (Bild 4, 12.)

Der Lehrer muß aber wissen, daß ein Wandtafelbild nicht eine Anschauung, das heißt eine Wirklichkeitserfahrung, ersetzen kann. Aber es reproduziert eine gemachte Anschauung, es klärt auf, faßt zusammen und dringt ins Gedächtnis.

Das Lernbild will nicht eine künstlerische Wirkung erzielen. Es will mit möglichst einfachen Strichen eine Beobachtung oder eine gedankliche Auseinandersetzung klarlegen (Bild 9); meistens ist es der konkrete und knappste Ausdruck des begrifflichen Aufbaues einer Lektion (Bild 2, 4).

Sehr viele Lehrer aber haben Angst vor der Kreide. Diese Angst rührt glücklicherweise meistens nur von einem einseitigen Zeichenunterricht im Seminar her; einem Zeichenunterricht, der vielleicht in einer Malerakademie richtig wäre, nicht aber in einer Lehrerbildungsanstalt. Was mit Seminaristen erreicht werden kann, beweisen die Arbeiten Prof. Gublers am Seminar Rorschach.

Zeichnerisch unverdorbene oder ausgebildete (nicht verbildete) Menschen greifen unwillkürlich zum Zeichenstift, wenn sie sich sprachlich nicht befriedigend ausdrücken können. Ihnen ist Zeichnen ein Mittel kürzester und klarster Darstellung. Lehrer haben noch einen psychologischen Grund. Die größere Zahl Schüler versteht und lernt besser durch das Auge als durch das Ohr. Das Wort verhallt, das Zeichen besteht.

Im Lernbild werden die gewonnenen Begriffe (greifen) festgehalten, zueinander in Beziehung gebracht und als eiserne Ration für die Gedächtnisaufnahme bereitgestellt. Wenn die Versuchsanordnung schon lange abgebrochen ist, bleibt die Darstellung des Vorganges an der Wandtafel bestehen und reproduziert immer wieder den erlebten Vorgang. Besonders intellektuell schwache Schüler bedürfen dieses Zwischengliedes, um vom Denken im Bereich des Realen zum Denken mit abstrakten Vorstellungen zu gelangen.